

Qualitative Forschung über Rechtsextremismus bei Jugendlichen: Ansatzpunkte und Erfahrungen

Möller, Kurt

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Möller, K. (2002). Qualitative Forschung über Rechtsextremismus bei Jugendlichen: Ansatzpunkte und Erfahrungen. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 3(1), 93-114. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-279888>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Kurt Möller

Qualitative Forschung über Rechtsextremismus bei Jugendlichen – Ansatzpunkte und Erfahrungen

Zusammenfassung

Ausgehend von den Erfordernissen pädagogischer und sozialarbeiterischer Praxis und entsprechenden Lücken in der gegenwärtigen Forschungslandschaft plädiert der Artikel für eine qualitative und längsschnittlich angelegte Rechtsextremismusforschung. Er zeigt auf, wie im Rahmen „rekonstruktiver Sozialforschung“ unter Wegfall, Umformung oder Zuschnitt der Gütekriterien von Validität, Reliabilität, Objektivität, Repräsentativität und Verallgemeinerung gültige Forschungsergebnisse zu produzieren sind. Als Erhebungsmethodik wird eine qualitative Triangulation mit dem Kern themenzentrierter Leitfadeninterviews vorgeschlagen. Die Fruchtbarkeit des Ansatzes wird anschließend mit Hinweisen auf einige zentrale Resultate belegt.

Abstract

The desiderata of pedagogical and social work practice plus the deficiency of the current research situation points out the necessity of qualitative research work of right-wing extremism, constituted in a longitudinal section study. This article will show how to produce valid research results in the frame of „reconstructive social research“, under omission or modification of the quality criteria of validity, reliability, objectivity, representativity and generalization. The qualitative triangulation is selected as a method of data collection, including semi-structured and theme-focused interviews. The richness of this approach is proved by indices to some central results of qualitative research of right-wing extremism.

1. Ausgangspunkte: Praxiserfordernisse und Forschungsdesiderate

Die Agenda des öffentlichen und fachöffentlichen Diskurses über Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus wird nach wie vor im Wesentlichen von Wahlerfolgen rechtsextremer Parteien, auf sie bezogene Verbotsdiskussionen und medial verbreitete Vorkommnisse rechtsextremer Gewalt bestimmt. Je deutlicher Wahlerfolge für rechtsextreme Parteien ausfallen, je stärker ihre Mitgliedszahlen wachsen, je zahlreicher die registrierten fremden-

feindlichen, rechtsextrem motivierten und sonstigen Straf- und Gewalttaten ausfallen und je höher die Prozentzahl z.B. fremdenfeindlicher oder anderweitig gewaltbefürwortender Jugendlicher in veröffentlichten Befragungen ausfällt, um so aufgeregter wird diskutiert, wobei die Dramatisierungen in der Debatte freilich von Gewöhnungseffekten gedämpft werden.

Zweifellos sind die zahlenmäßigen Dimensionen einer Gefährdung von öffentlicher Sicherheit, innergesellschaftlichem Frieden und Demokratie zur Einschätzung der davon ausgehenden Risiken wichtig. Ebenso zweifelsfrei können seriöse Befunde über zahlenmäßige Relationen zwischen problematischen Erscheinungen und gefundenen Ursachenfaktoren Ansatzpunkte für politische Gegensteuerungen offenlegen.

Pädagogischer Praxis indes ist mit der Kenntnis demoskopischer Umfragedaten über die Verbreitung rechtsextremer Orientierungen und/oder Gewaltneigungen in der Gesamtjugend nicht hinreichend gedient. Der Pädagoge/die Pädagogin vor Ort hat weniger von dem Wissen, dass der als Klient auftauchende gewalttätige Karl-Heinz mit dem Aufnäher „Ausländer raus“ auf der Bomberjacke einer von x% ähnlich gestimmter Gleichaltriger ist, wie y% Andere unter Arbeitslosigkeit leidet und wie z% aus desolaten Familienverhältnissen stammt. Er/Sie kann nicht darauf warten, dass soziale Gefährdungskonstellationen abgebaut werden, sondern muss unmittelbar im Hier und Jetzt mit diesem Jugendlichen (und seinen meist gleichgerichteten Freunden) umgehen. Der Einzelfall bzw. eine Vielzahl von ihm/ihr bekannten Einzelfällen ist für ihn/sie primär relevant. PädagogInnen dürfen folglich nicht nur die quantitativen Dimensionen und objektiven gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Entstehung und Entwicklung von Problemfällen interessieren; vielmehr müssen sie sich Kenntnis darüber verschaffen, wie im Rahmen allgemeiner Entwicklungsaufgaben konfliktbehaftete Situationen von Jugendlichen auch u.a. durch politische Positionierungen subjektiv bewältigt werden. Vor dem Hintergrund eines Fundus von entsprechenden Bewältigungsformen wird dann der Fall des ‚eigenen‘ Jugendlichen interpretierbar.

Dazu bedarf es fundierter Kenntnisse über die subjektiven Relevanzen, die ‚problematische‘ Jugendliche ihrem Handeln im Zusammenhang ihres Lebensbewältigungsprozesses beimessen. Methodisch lassen sich solche Erkenntnisse aber gerade am wenigsten durch quantitative Studien, sondern am ehesten durch qualitative Forschungsverfahren eruieren. Denn: Pädagogik im Allgemeinen und Jugendarbeit im Besonderen verstehen sich als kommunikatives Handeln. Nach interaktionstheoretischem Verständnis setzt solches Handeln für sein Gelingen die Fähigkeit zur wechselseitigen Perspektivenübernahme voraus (vgl. z.B. Mead 1968). Besondere Relevanz kommt dabei dem Verstehen der subjektiven Bedeutungen von Dingen, Sachverhalten und Personen des Gegenüber und der motivationalen Hintergründe seiner Orientierungen und Verhaltensweisen zu. Wenn von neueren Ansätzen einer pädagogischen Bearbeitung rechtsextremer Orientierungen und Gewaltakzeptanzen bei Jugendlichen seit Ende der achtziger Jahre eine „Strategie der Gesprächsbereitschaft“ (Möller 1989) und der aufsuchenden, freilich leicht missverständlich als „akzeptierend“ betitelten Jugendarbeit (Krafeld 1992, 1996) mit Betroffenen und Gefährdeten gefordert wird und diese Perspektive trotz der um sie, mehr aber noch um den Akzeptanzbegriff, ausgetragenen Kontroverse (vgl. Leif 1992, Wagner 1999a, b;

ver.di 2002 und als Reaktion: Krafeld 2000, 2001a, b) inzwischen gegenüber rigoroser Etikettierungs-, Stigmatisierungs- und Ausgrenzungspolitik und – pädagogik unhintergebar ist, so bedarf es um so mehr eines Wissens um jeweilige subjektive Logiken politischer Deutungsweisen.

Gerade aus den Erfordernissen pädagogischer Alltagsarbeit ergibt sich damit als Anspruch an pädagogische Forschung eine Berücksichtigung solcher subjektiven Faktoren mittels eines qualitativen Designs. Dies um so mehr als eine Sichtung existierender pädagogischer „Antifaschismus“- Konzepte eine kognitivistische Vereinseitigung insbesondere im Sinne der „Aufklärung“ über den historischen Faschismus und der Wissensvermittlung sozio-ökonomischer Grundlagen zur Bekämpfung von „Vorurteilsbereitschaft“ erkennen lässt und den „subjektiven Faktor“ im „antifaschistischen“ Lernprozess allenfalls auf die Vermittlung emotionaler Betroffenheit gegenüber den historischen Gräueln und sozialen Ungerechtigkeiten des National(sozial)ismus reduziert (z.B. durch KZ-Besuche, antifaschistische Stadtrundfahrten etc.), kaum jedoch an den Erlebniswünschen Jugendlicher ansetzt und sich ernsthaft ohne ihre Vorab-Etikettierung als „Widerstände“ im psychologischen Sinne mit den von ihnen aufgebauten „subjektiven Logiken“ auseinandersetzt. Ähnliches gilt noch weithin für allgemein gewaltbekämpfende Konzepte. Hier rangiert dem Selbstverständnis nach die Vermittlung von Einsichtsfähigkeit in die (angebliche) Sinnlosigkeit von Gewalt oft noch vor einer Vermittlung funktionaler Äquivalente für Gewalt, die mehr als beschäftigungstherapeutisch wirksame, z.B. erlebnis- und sportpädagogische Alternativen anbietet und auf einer gründlichen Analyse subjektiver Ausgangslagen und Motivationen von Gewaltbereiten und -tätern beruht. Solche subjektiven Bedeutsamkeiten zu erschließen, sind qualitative Verfahren prädestiniert.

Verkomplizierend kommt allerdings hinzu:

Bis in die 90er Jahre hinein waren bis auf wenige Ausnahmen (vgl. vor allem Heitmeyer/Möller 1986; 1988) Studien zum Rechtsextremismus bei Jugendlichen noch punktuelle Erhebungen über aktuelle Orientierungen und gestatteten deshalb keine verlässlichen Aussagen über den Prozess der politischen Sozialisation der ProbandInnen. Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen rechtsextremer Orientierungen lassen sich aber nur im Blick auf den biographischen Verlauf ihrer allmählichen Herausbildung erfassen. Diesbezüglich wiederum leiden die o.e. Arbeiten unter ihrer Beschränkung auf die Altersspanne von 16 bis 21 Jahren, so dass sie zwar Entwicklungsbedingungen entsprechender politischer Orientierungen in diesem Lebensabschnitt einzufangen vermögen, nicht aber biographisch vorgängige Entwicklungen, vor allem aber nicht die Entstehungsbedingungen rechtsextremer Orientierungen. Diese zu eruieren, wird aber immer wichtiger, weil man zum einen eine Verjüngung der rechten Szene registrieren muss, die bis in die frühe Jugendphase zurückgeht, und zum anderen erwarten kann, pädagogisch in dieser Altersgruppe noch am ehesten interventiv und präventiv wirksam werden zu können.

Für qualitative Ein-Punkt-Erhebungen ohne repräsentativen Anspruch gilt daneben, dass sie Zu- und Abnahmen von Gewalt- und Ungleichheitspotentialen im Einzelfall oder über die ProbandInnengruppe hinweg bzw. – was qualitativ Forschende i.d.R. mehr interessiert – ihre inhaltlichen und/oder strukturellen Veränderungen im Zeitverlauf nicht einzufangen vermögen. Der Prozesscharak-

ter der Entwicklung von Orientierungen und Handlungsmustern kann von ihnen höchstens mit den bekannten Trübungen retrospektiver Selbstdeutungen der ProbandInnen (Erinnerungslücken, nachträgliche Verfälschungen durch Rationalisierungen etc.) in den Blick genommen werden (vgl. als frühe retrospektiv ansetzende Studie: Hennig 1982). Lebensgeschichtlich bedeutsame Ereignisse, eventuelle Schlüsselsituationen und Problemlagen sowie die damit möglicherweise in Zusammenhang stehenden politischen Vorkommnisse können so erhebungstechnisch nicht im Prozess selber zeitnah einbezogen werden. Dies ist um so bedauerlicher als die oben erwähnte Verjüngung der politischen Rechten das Untersuchungsinteresse vom organisierten Rechtsextremismus und entsprechend verfestigten Orientierungen und Handlungsbereitschaften wegführt und stattdessen auf die eher unauffälligen, selten sichtbar an die Oberfläche tretenden, teils latenten Zuwendungen zu und womöglich auch Abwendungen von rechtsextrem konturierte Bestandteile enthaltenden Orientierungen lenkt.

Werfen wir auf diesem Hintergrund einen Blick auf die Forschungslandschaft, so können wir zwar konstatieren, dass sie mittlerweile durch eine Reihe von qualitativ verfahrenenden Studien bereichert worden ist (vgl. vor allem die Langzeitstudien von Heitmeyer u.a. 1992 sowie Möller 2000, 2001). Für die Gewaltforschung insgesamt gilt aber das, was Tillmann für die in Bezug auf Jugendliche in Deutschland in den letzten Jahren den Kern der Jugendgewaltforschung bildende Forschung zur Gewalt in Schulen methodenkritisch folgert: „Fast alle vorliegenden Untersuchungen sind als schriftliche Befragungen angelegt (...), um die dabei entstehenden quantitativen Daten dann nach allen Regeln der statistischen Kunst zu analysieren. Doch was wissen wir eigentlich über spezifische Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster von Lehrern, von Schülern in diesem Bereich? Dazu ein Beispiel: Es ist inzwischen ganz gut bekannt, welche Schüler welche ‚Waffen‘ mit in die Schule bringen – und wie häufig dies von Lehrern bemerkt wird. Aber: Welche symbolische Bedeutung hat es eigentlich innerhalb der Schülerkultur, innerhalb verschiedener Stilrichtungen, eine sog. ‚Waffe‘ mitzuführen? Zu solchen und ähnlichen Fragen wurden – soweit ich sehe – in den letzten Jahren kaum neue Erkenntnisse gewonnen. (...) Meine Folgerung: Den vielen schriftlichen Befragungen müssen jetzt dringend methodisch vielfältige Fallstudien folgen.“ (Tillmann 1997, S. 25).

Die Aussage kann nahtlos auf die Einschätzung der Forschungslage zu rechtsextremen Orientierungen bei Jugendlichen übertragen werden. Zwar werden vereinzelt in jüngerer Zeit vermehrt qualitative bzw. als qualitative Forschung ausgegebene Untersuchungen unternommen, sie durchdringen allerdings bislang den Forschungsgegenstand nur punktuell. Diese Punktualität gilt sowohl in Hinsicht auf das Herausheben von Einzelaspekten (z.B. Arbeit bei Siller 1997 und Birsl 1994, Straftäterschaft bei Heitmeyer/Müller 1995, Willems u.a. 1994 und Homfeldt/Schenk 1995 oder Familieneinfluss bei Hopf u.a. 1995 sowie Rieker 1997) als auch – was schwerer wiegt – im Hinblick auf Befragungszeitpunkte. Längsschnittuntersuchungen, die Verlaufsaussagen erlauben würden, müssen schmerzlich vermisst werden.

Defizite bezüglich Längsschnitt-Daten müssen auch gerade in Bezug auf die Frage nach dem Bedingen von Aufbau und Konsolidierung von Gewaltdistanz angemeldet werden. Auch wenn die Zentrierung auf die Eruierung der Bedin-

gungsfaktoren der Entstehung und Entwicklung von Gewaltakzeptanz und rechtsextremen Orientierungen nicht mehr ganz so strikt erfolgt wie in den 80er Jahren bzw. in den frühen 90er Jahren, inzwischen auch etwas mehr Aufmerksamkeit der halbwegs eigenständigen Ursachenanalyse gewaltfreier Verhältnisse geschenkt wird (etwa bei Hafeneger 1993, in den Milieudifferenzierungen bei Heitmeyer u.a. 1995, in den von Präventionsabsichten motivierten Studien der schulischen Gewaltforschung, vor allem bei der Forschungsgruppe Schulevaluation 1998, in der nur am Rande Gewalt und Devianz einbeziehenden Präadoleszenten-Eltern-Studie von Zinnecker 1997 oder bei Möller 2000 und 2001) und diese nicht allein im Umkehrschluss von gewaltförmigen Verhältnissen, Einstellungen und Verhaltensweisen vorgenommen wird, so findet doch insgesamt der Prozess des Aufbaus gewaltabstinenter oder zumindest gewaltdistanzierter Haltungen zu wenig Beachtung.

Auch die besonders breit aufklaffende Forschungslücke bezüglich der frühen Jugendphase wird erst allmählich gefüllt (vgl. Möller 2000). Angesichts der schon oberflächlich zu beobachtenden und vermutlich tiefgreifenden Veränderungen, die gerade die frühe Jugendzeit nicht nur durch die Auswirkungen von Pubertät, sondern vor allem auch durch soziale Verschiebungen im Kontaktnetz kennzeichnet und weil eine Fülle von empirischen Hinweisen darauf vorliegt, dass Gewaltakzeptanzentwicklungen gerade mit letztgenannten zusammenhängen, sind gerade in dieser Phase Entwicklungsveränderungen anzunehmen, die von bedeutsamem Einfluss auf Gewaltakzeptanz sind und sich deshalb zeit- und lebensweltnah am ehesten durch qualitative Längsschnittstudien einholen lassen. Die damit aufgezeigte dünne Stelle des Forschungsstands fordert eher hypothesengenerierende statt -testende Verfahren geradezu heraus.

Mithin stellt sich die Frage, von welcher methodologischen Ausgangslage her qualitative Rechtsextremismusforschung mit der genannten Konturierung entwickelt werden kann.

2. Methodologische Ausgangspunkte

Prinzipien einer am „interpretativen Paradigma“ orientierten „qualitativen“, besser: „rekonstruktiven“ (vgl. Bohnsack 1991, bes. S. 8; auch: Böttger 1996) Sozialforschung basieren auf der Grundannahme, dass soziale Realität nicht „an sich“ als Konfiguration objektiver, d.h. von subjektiven Deutungsleistungen unabhängiger Gegebenheiten aufgefasst werden kann, sondern durch soziale Interaktion und die in sie eingeschlossenen Interpretations- und Reinterpretationsvorgänge konstruiert und stetig rekonstruiert wird (vgl. dazu grundlegend vor allem die Arbeiten zum symbolischen Interaktionismus und zur Ethnomethodologie von z.B. Wilson 1970; Blumer 1973; Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973; zu Vorläufern kurz im Überblick: Mayring 1990, S. 3ff.). Entsprechend setzt sich qualitative Forschung vom Methodenverständnis quantitativer Sozialforschung bzw. eine rekonstruktive Verfahrensweise von einer hypothesenprüfenden an einer Reihe von Stellen ab, die sich knapp komprimierend in 3

Punkten bündeln lassen (vgl. zum Folgenden ausführlicher Lamnek 1995, im schematischen Überblick einer Gegenüberstellung von quantitativem und qualitativem Design dort bes. auch S. 243; Hitzler/Honer 1997; Bohnsack 1991; knapp, auch weitere Aspekte zusammenfassend: Kromrey 1994, S. 432f.):

- Indem Letztere ihre Untersuchungsgegenstände auf die angeblichen Tatsachen, das „Positive“, beschränkt, verfolgt sie aus qualitativer Sicht einen restringierten Erfahrungsbegriff, weil er die Untersuchung latenter Sinnstrukturen ebenso wenig einschließt wie die lebensweltliche Erfahrung von ProbandInnen und ihre sozialen Optiken auf die zu untersuchenden Sachverhalte als Beiträge zu wissenschaftlicher Erkenntnis. Die Restriktion auf nomothetische (Gesetzes-)Aussagen und die damit verbundene Bildung von durch den Forschungsprozess zu prüfenden Vorab-Hypothesen auf der Basis vorgängiger Theorien impliziert die Gefahr, dass wissenschaftliche Vorstellungen von der Wirklichkeit den erst noch zu untersuchenden Gegenständen übergestülpt und Epiphänomene fälschlich für die Sachen selbst gehalten werden. Die Prädetermination der Forschenden läuft somit Gefahr, die Relevanzsysteme der Untersuchten zu dominieren.
- Dabei wird übersehen, dass diese Wirklichkeitskonzeption ihrerseits Ausfluss ideologischer Verblendung, etwa im Sinne eines verdinglichten gesellschaftlichen Bewusstseins sein kann. Eben diese „Verdoppelung der Realität“ durch Reproduktion macht quantitative Forschung anfällig für herrschaftsstabilisierende Funktionen, werden doch die vorgefundenen Fakten naiv und direkt nur im Korsett der eigenen Vorannahmen und Kategorisierungen gedeutet.
- Damit hängt zusammen, dass die Eigenart der Forschungsgegenstände kaum soweit reflektiert wird, dass das einmal „erprobte“ methodische Instrumentarium gründlich auf seine Passung befragt werden könnte, so dass sich ein Primat der Methode über die Sache einstellen kann, aus dem häufig geradezu ein Messfetischismus folgt. Indem zum Zwecke gesteigerter intersubjektiver Überprüfbarkeit und des Ausschlusses eines Einflusses von ForscherInnen und Erhebungsinstrument auf die Ergebnisse eine weitestgehende Standardisierung der Methoden angestrebt wird, besteht eine Gefährdung in Richtung auf instrumentenproduzierte Messartefakte. Standardisierung erweist sich dann als scheinobjektiv, weil die unterschiedlichen Wahrnehmungen und Interpretationen der am Forschungsprozess beteiligten Subjekte (also v.a. von ForscherInnen und ProbandInnen) nicht ausreichend Berücksichtigung finden. Insofern steht auch erheblich infrage, ob die intendierte Distanz zwischen ForscherInnen und Beforschten tatsächlich auch dem Verständnis des Untersuchungsgegenstands zuträglich ist.

Solche Vorbehalte gegenüber quantifizierender Methodologie und ihren Verfahren führen – unabhängig von der Position, die man im Einzelnen gegenüber quantitativer Methodologie und möglichen Verbindungen zu qualitativer Forschung (etwa im Sinne methodologischer Triangulation; dazu grundlegend: Denzin 1978) beziehen mag (dazu kurz: Oswald 1997) – qualitativ Forschende zu mindestens sechs Prinzipien ihrer Herangehensweise (vgl. Lamnek 1995; Mayring 1990):

- Das Prinzip der *Offenheit* gegenüber den Eigenarten der ProbandInnen bzw. der Untersuchungsgegenstände, gegenüber den Untersuchungssituationen und den Untersuchungsmethoden impliziert methodologisch ein exploratives, Hypothesen erst generierendes und damit flexibles Verfahren. Es beruht nicht auf einem deduktiven Erklärungsmodell, sondern auf induktiv erschlossenen Zusammenhangsvermutungen. Ein derart gefasstes Prinzip der Offenheit wird in seinem Kern auch dann nicht aufgegeben, wenn man „gegen den herrschenden Trend der ‚theoretischen Offenheit‘ in der qualitativen Forschung“ Position bezieht und einklagt, „dass qualitative Sozialforscher und -forscherinnen sich zu Beginn des Forschungsprozesses nicht künstlich dumm stellen, sondern vielmehr versuchen (sollen), bei ihrer Forschungsplanung den jeweils höchsten Stand wissenschaftlicher – theoretischer und empirischer – Vorarbeiten zu ihrem Forschungsthema zu berücksichtigen“ (Hopf 1996, S. 19). Wenn aus solcher Sicht qualitativer Forschung auch die Kompetenz zu Hypothesenprüfung zugestanden, ja zugewiesen wird, so dann doch in dem Sinne, „dass keine generellen Zusammenhangshypothesen überprüft werden und ebenfalls nicht solche Hypothesen, die sich in historisch spezifizierender Weise auf Verteilungen und Zusammenhänge auf nationaler Ebene beziehen“ (ebd., S. 18). Was geleistet werden kann, ist dann freilich „die auf Einzelfälle bezogene Hypothesenprüfung“ (ebd.) als Beitrag „zur Realisierung und besseren Umsetzung von Ansprüchen an Hypothesenbildung im Rahmen qualitativer Sozialforschung“ (ebd.).
- Aus dem Wissen um die Konstitution von Wirklichkeit durch Definitions- und Interpretationsakte und die daher bestehende Unmöglichkeit einer theorieunabhängigen Beobachtungsaussage und aus der Anerkennung der Untersuchten als (alltags)theoriemächtige Subjekte resultieren die Anlage entsprechender *Forschung als Interaktionsprozess* zwischen ForscherInnen und Erforschten sowie der „kommunikative Grundcharakter“ qualitativer Sozialforschung (vgl. Schütze 1978). Ziel des Sozialwissenschaftlers ist die Erstellung von „Konstruktionen zweiter Ordnung“, die nichts anderes sind als verstehensbemühte, methodisch überprüfbare Rekonstruktionen der Konstruktionen erster Ordnung der von ihnen Beforschten.
- Nicht nur die Forschung selber ist deshalb als Prozess aufzufassen. Auch die zu untersuchenden Phänomene sind in ihrer *Prozesshaftigkeit* bei der Konstitution von Realität, damit also auch in ihrer *Historizität* in den Blick zu nehmen.
- Die Forderung nach *analytischer Reflexivität* geht davon aus, dass Deutungen nie voraussetzungslos, etwa wertfrei, möglich sind. Das Vorverständnis des Forschenden wirkt sich unweigerlich auf seine Deutungen aus. Dieses Vorverständnis ist offen zu legen, in der Auseinandersetzung mit dem Gegenstand weiterzuentwickeln und diese Entwicklung so – vorstellbar im Sinne einer hermeneutischen Spirale (vgl. Danner 1979) – überprüfbar zu halten.
- Qualitative Forschung respektiert den *Einzelfall*. Im Regelfall geht sie von idiographischen Beschreibungen aus, um „soziale Erscheinungen in ihrem Kontext, in ihrer Komplexität und in ihrer Individualität zu erfassen, zu beschreiben und zu verstehen“ (Lamnek 1995, S. 223). Bezogen auf Einzelfälle kann sie auch Hypothesenprüfungen vornehmen (zumindest nach Hopf 1996).

- Zum Zwecke der Methodenkontrolle sind die *Verfahrensschritte und -regeln* der Erkenntnisgewinnung so weit wie möglich zu *explizieren*.

Eine Forschungsorientierung, die solchen Prinzipien folgt, impliziert, dass an sie die klassischen Gütekriterien quantitativ verfahrenender, theorie- und hypothesenprüfender Designs wie *Validität, Reliabilität, Objektivität, Repräsentativität und Verallgemeinerbarkeit* über die Sicherstellung von z.B. Reproduzierbarkeit, Standardisierbarkeit und Messbarkeit der Daten entweder gar nicht oder zumindest nicht unverändert angelegt werden können. Zu diesem Problem sind aus der Sicht qualitativer Forschung mehrere Vorschläge gemacht worden (vgl. z.B. Leithäuser/Volmerg 1981; Küchler 1983; Legewie 1987; Flick 1987; Mayring 1990; Kvale 1991). Verfolgenswert erscheint das jüngere Konzept von Lamnek (1995, S. 152 ff.), weil es eine Weiterentwicklung älterer Überlegungen qualitativ Forschender (neben einem Teil der oben Genannten insbesondere auch von Köckeis-Stangl 1980) darstellt.

Danach lässt sich das Validitätsproblem nicht messtechnisch, sondern eher interpretativ-kommunikativ angehen und auf 5 Ebenen ansiedeln:

- Die *ökologische Validierung* zielt darauf, die „Gültigkeit im natürlichen Lebensraum der Untersuchten“ (Lamnek 1995, S. 165) sicherzustellen. Erreicht wird dies dadurch, den „Datenerhebungsprozess ... möglichst gut an die Eigenheiten des Lebensraums anzupassen“, und „über die Datengewinnung hinaus auch in der Interpretation und Analyse der Daten die Lebensraum- und Umweltbedingungen der zu untersuchenden Subjekte und Gruppierungen weitestgehend zu berücksichtigen“ (ebd.).
- *Kommunikative Validierung* betrifft die Intention, sich seiner Interpretationsergebnisse zu vergewissern durch das Bestreben, „die eigenen Forschungsergebnisse an die analysierten Untersuchungsteilnehmer ‚rückzumitteln‘“ und durch die „Einbeziehung weiterer Personen und Situationen aus dem Forschungsfeld und andererseits durch Heranziehung weiterer Mitglieder der scientific community (zu) erweitern“ (ebd., S. 166).
- Über *argumentative Validierung* wird eine gewisse Intersubjektivität der Deutungsergebnisse beabsichtigt, indem zunächst multiperspektivisch die gesamte Fülle möglicher Deutungen festgestellter Phänomene in den Blick genommen wird und diese im Diskurs von unterschiedlichen InterpretInnen bzw. von InterpretIn und LeserIn bis auf konsensuelle Bestandteile reduziert wird. Dabei muss indes davon ausgegangen werden, dass ein solcher Konsens nicht das statische Ziel von „Objektivität“ erreicht bzw. erreichen will, sondern sich jeweils nur als Stufe des stets unabgeschlossenen, andauernden Erkenntnisprozesses auffassen muss.
- Die *kumulative Validierung* ist mit der klassischen ‚expert-validity‘ verwandt. Sie ergibt sich dadurch, dass ein Bezug zu Ergebnissen anderer Untersuchungen hergestellt wird, wobei freilich ebenso wie beim klassischen Konzept angesichts des Fehlens dafür vorgeschriebener und einzuhalten-der Regeln offen bleibt, ob hier letztlich mehr als Plausibilität erreicht wird.
- Die *Validierung an der Praxis* meint die Überprüfung der erzielten Resultate außerhalb des Forschungszusammenhangs in der gesellschaftlichen Praxis

und hat Ähnlichkeit mit der klassischen Vorhersage-Validität quantitativer Forschung.

Die Forderung nach *Reliabilität* wird in der quantifizierenden Forschung im Wesentlichen messtechnisch einzulösen versucht. Aufgrund dessen kann kaum verwundern, wenn diesem Kriterium in der qualitativen Forschung bislang kaum Aufmerksamkeit geschenkt wurde und das Stichwort „Reliabilität“ meist zu Abgrenzungszwecken des eigenen Ansatzes auftaucht (vgl. z.B. Flick u.a. 1991). Dieser Positionierung liegt wohl die Auffassung zugrunde, dass die Unabhängigkeit des Forschungsinstruments von der Person des Forschenden und die Wiederholbarkeit der Untersuchungsbedingungen im Rahmen des „interpretativen Paradigmas“ aus methodologischen Gründen (s. auch oben) erst gar nicht angestrebt wird. Dessen ungeachtet ist natürlich auch rekonstruktiver Forschung an der Zuverlässigkeit der von ihr eingesetzten Verfahren grundsätzlich gelegen. Auch wenn bisher „eigene Methoden der Zuverlässigkeitsprüfung nicht entwickelt wurden“ (Lamnek 1995, S. 177), jedenfalls kaum in einem elaborierten Sinne, lassen sich doch für die Erhebungssituation, den Interpretationsverlauf und die Ergebnisdarstellung einige Bedingungen angeben, die Zuverlässigkeitsprüfungen dahingehend ermöglichen, die „Stimmigkeit“ (Bogumil/Immerfall 1985, S. 71) – und nicht im engeren, hergebrachten Sinne die Reliabilität – zu beurteilen. Für die Erhebung ist zu fordern, den „Realitätsgehalt der Interaktionspraxis in der Forschungssituation selbst“ (Volmerg 1983, S. 129) sicherzustellen. McCall (1979) hat zu diesem Behuf eine Checkliste möglicher Störeinflüsse wie reaktive Effekte, Überidentifikation, Spontaneitätsbarrieren, emotionale Faktoren etc. vorgeschlagen, nach der auf Verzerrungen hin geprüft werden kann. Bei der Dateninterpretation geht ein Vorschlag dahin, eine der Komplexität des Forschungsgegenstands und der Forschungssituation angemessene Multi-Perspektivität anzustreben und die Reduzierung des Ausgangsmaterials durch die Denkhilfe einer Relationierung nach Identität und Differenz vorzunehmen, so dass der Deutungsprozess im Durchgang durch das Material durch permanentes Prüfen von Übereinstimmung und Nicht-Übereinstimmung von Aussagen fortschreiten kann (vgl. Kleining 1982, bes. S. 239). Im Hinblick auf die Daten-Präsentation sollte gewährleistet werden, dass die aus ihm gezogenen Schlussfolgerungen bei den RezipientInnen weitestgehend gleich ausfallen.

Im Gegensatz zum *Objektivitäts-Verständnis* der Naturwissenschaften, das Objektivität methodisch vor allem vermittels der Schaffung von invarianten Standardsituationen zu erzielen trachtet, lässt sich rekonstruktive Sozialforschung von einem „emergentistischen“ Objektivitätsbegriff (Kleining 1982) leiten. Damit ist gemeint, dass sich die zunächst subjektiv getönte Betrachtungsweise des/der Forschenden im und durch den Analyseprozess allmählich nach und nach in eine intersubjektiv nachvollziehbaren Deutung transformiert. Dies wird sowohl durch den fortschreitenden Prozess der immer wieder vorgenommenen Schärfung seiner/ihrer Deutungen sowie Typen- und/oder Kategorienbildungen am Material über dessen komparative Analyse unter Hinzuziehung von Vergleichsgruppen als auch nicht zuletzt durch die Existenz einer Mehrperspektivität einbringenden Interpretationsgruppe von ForscherInnen und den daran geknüpften argumentativen Diskurszwang gewährleistet. „Objektivität“ fußt in diesem Sinne

eher einerseits auf dem Bezug auf die Relevanzen des untersuchten Subjekts und der Gegenstandsangemessenheit der Methodik, andererseits im Sinne von Glaser und Strauss auf intersubjektiv geteilter Plausibilität und Glaubwürdigkeit sowie daneben auf Fruchtbarkeit und Anwendbarkeit der Forschungsergebnisse. Dies zu gewährleisten, wird die Bedeutsamkeit von Transparenz herausgestrichen, also „die Offenlegung des Forschungsprozesses statt der unerreichbaren Idealvorstellung nachzujagen, die Interaktion zwischen Forscher und Beforschten meßtechnisch zu neutralisieren“ (Bogumil/Immerfall 1985, S. 71), um so (die Fiktion von) Objektivität zu erzeugen.

Insofern rekonstruktive Forschung mit kleinen Fallzahlen operiert, können die Ergebnisse ihrer Stichproben nicht in vergleichbarer Weise wie dies die quantifizierende Forschung tut auf jeweilige Grundgesamtheiten hochgerechnet und generalisiert werden. „Die Forderungen nach Repräsentativität und *Verallgemeinerbarkeit* der Forschungsergebnisse sind also im Rahmen qualitativer Methodologie nicht mit dem herkömmlichen Verständnis dieser Kriterien in der traditionellen Sozialforschung identisch“ (Lamnek 1995, S. 190). Abgesehen davon, dass sich Kriterien wie Repräsentativität und Verallgemeinerbarkeit ohnehin nicht unproblematisch, wenn nicht gar aufgrund der Komplexität und Unterschiedlichkeit verschiedener sozialer Situationen und persönlicher Faktoren von Merkmalsträgern letztlich als Fiktion darstellen, lässt sich der über die jeweilig durchgeführten Fallanalysen hinausreichenden Aussagekraft, will man nicht gänzlich auf Verallgemeinerung verzichten, eher der Charakter einer exemplarischen Verallgemeinerung zuweisen. Der Einzelfall wird dabei als „typisch“ für eine bestimmte Einheit, für kollektiv geteilte Phänomene herausgearbeitet. Es wird also angestrebt, das Allgemeine im Besonderen zu finden. Das Vorgehen setzt mithin nicht verteilungstheoretisch auf die Addition von Zufällen, sondern auf eine Repräsentanz (statt Repräsentativität), deren Existenz argumentativ aufzuweisen ist. Der Argumentationsgang stützt sich dabei auf eine komparative Analyse: Fallintern und vor allem fallübergreifend vergleichend werden über Identitäts- und Differenzbestimmungen vor dem Hintergrund von Vergleichshorizonten in einem Prozess analytischer Schärfung Typiken generiert. Dabei verdient Bohnsacks (1991, z.B. S. 142 u. S. 174) Anmerkung Beachtung, dass als Voraussetzung für eine Verallgemeinerung der eigenen Analyse nicht nur das Typische in seiner Genese im Lebenszusammenhang der ProbandInnen herausgearbeitet werden muss, sondern auch die Bedingungen für diese Genese selbst angebbar sein müssen. Dies heißt bspw., dass die Dimension der Geschlechtsspezifität bei der Rekonstruktion einer bestimmten Orientierung von bspw. alters- oder entwicklungsspezifischen Bedingungskontexten abgrenzbar sein muss.

Als Einsatzfeld qualitativer Forschung hat sich bisher vor allem der am Vorbild der Ethnographie orientierte Versuch der explorativen „Entdeckung und Beschreibung fremder Welten“, der „Entdeckung und Beschreibung unbekannter Aspekte in vertrauten Welten“, der „Entdeckung neuer Zusammenhänge“, der „Anwendungen von Theorien auf den Einzelfall“ und der „qualitative(n) Evaluation“ herausgeschält (Oswald 1997).

Im Hinblick auf die hier fokussierte Thematik ‚Rechtsextremismus‘ sind vorliegende qualitative Studien primär unter den oben an zweiter bzw. dritter Stelle genannten Gesichtspunkten einzuordnen. Dies gilt für Untersuchungen

rechtsextrem konturierter Einstellungen bzw. Jugendszenen und -gruppen als bislang eher im lebensweltlichen Alltag der Jugend verborgen gebliebenen Orientierungsbereichen ebenso wie für das Bemühen durch entsprechende Untersuchungen Phänomen- und Ursachenkontexte neu zu eruieren. Der theoriebildende Ertrag dieser Studien (vgl. z.B. Heitmeyer u.a. 1992; Hopf u.a. 1995; Rieker 1997; Möller 2000) stellt unbestreitbar unter Beweis, dass qualitatives Herangehen themenbezogen Sinn macht. Dies gilt auch längst über eine bloße Anforshungs-Funktion hinaus, insbesondere in Hinsicht auf die Zusammenhänge zwischen Rechtsextremismus-Neigung bzw. -Distanz einerseits und Geschlechtersozialisation andererseits, wie Hopf u.a. (1995) diesbezüglich explizit Desiderate aus der Sicht ihrer Forschungsergebnisse umreißen. Positive Erfahrungen liegen darüber hinaus auch themenunabhängig mit qualitativen Projekten gerade in der Kindheits- und Jugendforschung vor (vgl. zusammenfassend Heinzel 1997; bezogen auf die Altersgruppe der jüngeren Jugendlichen auch Sander/Vollbrecht 1985).

Wenn bislang hier von qualitativer bzw. rekonstruktiver Sozialforschung die Rede war, ist damit nicht impliziert, es handele sich um einen in sich geschlossenen Ansatz. Ganz im Gegenteil: Auch dieses Paradigma enthält verschiedene, z.T. divergierende Strömungen. Bisherige Typologien von Varianten (vgl. Lüders/Reichert 1986; Terhart 1983; Smith 1987; Jacob 1988; Garz/Kraimer 1991; Hitzler/Honer 1997) unterscheiden sich bezüglich Schwerpunktsetzungen und Ausdifferenzierungen. Für einen Überblick reicht die Unterscheidung von drei Richtungen:

- Eine ethnographisch-deskriptive Richtung (z.B. Oral-history-Projekte) beschränkt sich auf den möglichst unvoreingenommenen und unverzerrten Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns der in den Köpfen der Beforschten repräsentierten Realitätskonstruktionen. Er soll über ein empathisches Sich-Hinein- und dann wieder Heraus-Versetzen in die subjektive Perspektive der untersuchten Personen erfolgen.
- Eine kommunikativ-aufklärerische Variante (dazu zählen z.B. phänomenologische Lebensweltanalysen, ethnomethodologische und narrationsstrukturelle Konzepte) gibt sich mit solchen Beschreibungen nicht zufrieden und beabsichtigt zusätzlich, hinter die Oberflächenphänomene zu schauen. Es sollen die Rahmenbedingungen ihrer Existenz und die Regeln ihres Zustandekommens reflexions zugänglich gemacht werden.
- Eine strukturalistische Vorgehensweise (z.B. die „objektive Hermeneutik“ nach Oevermann) zielt auf die Rekonstruktion der Regeln von deutungs- und handlungsgenerierender Tiefenstrukturen und Logiken. Wo das Herausschälen der objektiven Handlungsbedeutung in latenten sozialen Sinnstrukturen im Vordergrund steht, wird der subjektiv gemeinte Sinn zur bloßen Oberfläche und das Subjekt zum bloßen Träger von Strukturen und zum Ausführungsorgan von Regeln. Der Inhalt von zu analysierenden Aussagen, das „Was“, erscheint geradezu sekundär gegenüber ihrer Struktur bzw. ihrem „Muster“, ihrem „Wie“.

Der für die eigene Untersuchung (Möller 2000) eingeschlagene Weg findet sich in dieser Rubrizierung am ehesten im zweiten Typus.

Die erstgenannte Variante gibt sich in Bezug auf die Fragestellung nach den Beweggründen für rechtsextreme Orientierungen in seiner Beschränkung auf Deskriptions-Intentionen zu bescheiden. Hinzu kommt, dass „methodologisch unreflektiert“ (Lüders/Reichert 1986, S. 92) bleibt, wie die Prozesse des Hinein- und Heraus-Versetzens methodisch überprüfbar erfolgen können. Die strukturalistische Verfahrensweise ist „weiterhin vor allem dadurch zu charakterisieren, dass es weniger um subjektive Bedeutungen als um die dahinterliegenden allgemeinen Strukturen geht. Sie empfiehlt sich also eher für Fragestellungen, bei denen solche Strukturen von Interesse sind“ (Mayring 1990, S. 94). Dies ist im Forschungskontext ‚Rechtsextremismus‘ – wenigstens zunächst – nicht der Fall. Außerdem ist bei ihr eher eine „Priorität methodologischer Fragestellungen“ konstatierbar, die „(d)em Interesse an den Inhalten (gegenübersteht)“. Hinzu kommt die Aufwendigkeit eines solchen Verfahrens.

Dennoch wird hier nicht vorgeschlagen, sich so weit aus dem Prinzip der theoretischen Offenheit herauszubeben, wie es die „theorie-orientierte qualitative Forschung“ (vertreten durch Hopf u.a. 1995, hier: S. 23) tut. Dort geht man soweit, Tableaus zu präsentieren, die theoretische Vorab-Kategorisierungen untereinander in Beziehung setzen und mit dem empirischen Material füllen. Sie bieten zwar eine übersichtliche Strukturierung der Daten. Genau darin liegt aber auch ihr Problem. Sie produzieren das Problem, die Multiperspektivität und Deutungsfülle von qualitativ erhobenen ‚O-Tönen‘ so sehr straffen und stromlinienförmig glätten zu müssen, dass theoretisch ‚nicht passend‘ erscheinende Bestandteile allzu leicht unter den Tisch fallen. Mit dieser Schwierigkeit ist wohl auch nur zu erklären, weshalb die geschlechtsspezifischen Auswertungsaspekte der Hildesheimer Studien eigentümlich blass bleiben (Hopf u.a. 1995) oder gar nahezu gänzlich fehlen (vgl. Rieker 1997). Eben solche Ausblendungen bzw. Dunkelstellen werden vermeidbar, wenn zwar ein theoretisches Vorverständnis durchaus nicht versteckt und offensiv eingebracht, aber nicht von vornherein zum Raster der Auswertungsarbeiten erhoben wird. Damit handelt man sich zwar Sortierungsprobleme, Reduktionsschwierigkeiten und relative Unübersichtlichkeiten ein, gewinnt aber an Chancen, dem Material in seinen vielfältigen Bezügen gerecht zu werden.

3. Erhebungsmethodik

Methodisch werden gute Erfahrungen mit einer Probandenauswahl gemacht, die nach Gesichtspunkten des „theoretical sampling“ (Glaser/Strauss 1967) erfolgt. Ihr Ziel ist die theoretische Sättigung, d.h. die Auflistung möglichst sämtlicher auftretender Merkmalsausprägungen. Aus diesem Grund bietet es sich an, auch Fälle einzubeziehen, die trotz lebenslagenspezifischer Ähnlichkeiten bzgl. der Gefährdungspunkte Distanzierungen oder positive Verarbeitungen einer im weitesten Sinne „rechtsextremen“ Vergangenheit zeigen. Es wird damit auch ein Stück weit der u.a. von Rieker (1997, S. 109) formulierten Forschungslücke begegnet, wonach nicht-rechtsextreme, nicht-gewaltbezogene und „nicht-ethnozentrische

Orientierungen bisher kaum Thema der Forschung sind“. Dieser Zuschnitt folgt auch der pädagogisch inspirierten Überlegung, dass erzieherische bzw. soziale Arbeit womöglich genauso viel, wenn nicht mehr, aus dem Beispielcharakter positiver Verläufe wie aus der Analyse problematischer Prozesse lernen kann.

Erhebungsmethodisch haben sich im Sinne der „within-method“ der Triangulation (dazu: Denzin 1978, S. 301) neben ExpertInnen-Gesprächen, Milieu-Erkundungen und Aktenstudium in Einzelfällen erfolgversprechend problem- oder besser: themenzentrierte Leitfaden-Interviews (vgl. dazu Witzel 1982, 1996) bewährt (vgl. v.a. Heitmeyer u.a. 1992; Hopf u.a. 1995; Rieker 1997; Möller 2000). „Problemzentrierung“ im Sinne einer Fokussierung auf Kern-Themen, „Gegenstandsorientierung“ im Sinne der Orientierung der Methodik an der Eigenart des Forschungsobjekts und „Prozessorientierung“ im Sinne der schrittweisen Gewinnung und Prüfung von Daten (vgl. ebd.) stehen dabei im Vordergrund. Die Entscheidung für Leitfaden-Interviews und gegen stärker erzählgenerierende Techniken (zu dieser Unterscheidung vgl. Friebertshäuser 1997) legt die Überlegung nahe, die Interview-Thematik eingrenzen und auf die Kernbereiche Gewalt und Rechtsextremismus konzentrieren zu wollen und darüber hinaus durchaus mit einem gewissen theoretischen Vorverständnis an die Untersuchung heranzugehen (vgl. zu diesen Vorteilen problemzentrierter Interviews innerhalb der qualitativen Gewaltforschung gegenüber „reinem Narrativismus“ auch die Erfahrungen von Böttger 1997, 1998). Das Dilemma von Leitfaden-Bürokratie einerseits und Strukturlosigkeit produzierender Offenheit andererseits wird durch eine Teilstrukturierung gelöst. Sie ermöglicht, „dass der Forscher/Interviewer auf der einen Seite den vom Befragten selbst entwickelten Erzählstrang und dessen immanente Nachfragemöglichkeiten verfolgen muß und andererseits gleichzeitig Entscheidungen darüber zu treffen hat, an welchen Stellen des Interviewverlaufs er zur Ausdifferenzierung der Thematik sein problemorientiertes Interesse in Form von exmanenten Fragen einbringen soll“ (Witzel 1982, S. 90).

Qualitative sozialwissenschaftliche Forschung hat sich in besonderer Weise mit dem Problem einer möglichen Diskrepanz zwischen den Deutungen der Befragten selbst und denen der ForscherInnen auseinanderzusetzen. Wissenschaft, die sich nicht anheischig macht, über die Köpfe der Befragten hinweg Schlüsse zu ziehen und Folgerungen aufzustellen, muss an der Reduktion einer solchen Kluft gelegen sein, ohne sich deshalb schlicht die Deutungen der ProbandInnen zu eigen machen zu müssen. Eine Rückspiegelung vorgenommener Auswertungen an die ‚LieferantInnen‘ des Auswertungs-Materials ist nicht nur forschungsethisch geboten, sondern auch geeignet, Klärungen und Differenzierungen voranzutreiben.

Zur Gültigkeitsüberprüfung von Deutungen durch das Forschungsteam empfiehlt es sich deshalb bei Längsschnittdesigns, die Interpretationen des jeweils im Vorjahr erhobenen Materials den Befragten eingangs des Interviews in der Funktion von Instrumenten „kommunikativer Validierung“ in Form sog. „Steckbriefe“ vorzulegen. In jugendgemäßer Form enthalten sie die Aufbereitung der Grundzüge des jeweiligen Fall-Verständnisses. Die Befragten haben damit die Möglichkeit, eigene Sichtweisen zu präzisieren, zu modifizieren und zu spezifizieren oder die der ForscherInnen auf ihren Fall aus ihrer Perspektive zur Korrektur anzumelden.

Sämtliche Interviews sind selbstverständlich professionell und so weit wie für die Zwecke nötig (vgl. Hitzler/Honer 1997, S. 12, Fn. 3) mit Hinweisen auf Pausen und Betonungen etc. zu transskribieren, dabei in Bezug auf die Namen der ProbandInnen sowie sonstige Namens- und Ortsnennungen zu Datenschutzzwecken zu codieren und fallweise zusammen mit den Fragebögen und sonstigen fallrelevanten Informationen (z.B. Memos der Interviewenden, die unmittelbar nach dem Interview für wichtig gehaltene erste Eindrücke wiedergeben) zu ordnen. Sie werden für weitere Auswertungen und zum Zwecke der intersubjektiven Überprüfbarkeit der vom Forscherteam angestellten Deutungen vorrätig gehalten und sollten auf Anfrage zur Verfügung gestellt werden können.

4. Zentrale Ergebnisse zu Distanz(ierungs)faktoren von rechtsextremen Orientierungen

Die Fruchtbarkeit des oben entfalteten Forschungsdesigns lässt sich nicht isoliert mit Hilfe von Interpretationsbeispielen einzelner Passagen von Interviewmaterial vorführen. Vielmehr erweist sie sich erst in einer gründlichen und ausführlichen Durcharbeitung von Einzelfällen und ihrer querschnittlichen und längsschnittlichen Analyse. Dem differenzierten und deshalb zugleich detailreichen Vergleich von Fällen kommt dabei ein zentraler Stellenwert zu. Er kann nicht einmal auszugsweise im dafür erforderlichen Umfang im Rahmen dieses Beitrages geleistet werden, weshalb wir uns hier mit dem Hinweis auf entsprechende Interpretationen (siehe dazu Möller 2000, 2001) zufrieden geben müssen.

Dennoch sollen einige zentrale Ergebnisse benannt und mit O-Tönen aus Interviews illustriert werden. Da im Gegensatz zu Analysen für die Entstehungsursachen rechtsextremer Orientierungen gerade im Hinblick auf die Frage nach den Bedingungen für Distanz und Distanzierung wenig empirisch gesättigte Antworten vorliegen und zudem in Hinsicht auf vergleichende geschlechtsspezifische Entwicklungsverläufe kaum Erkenntnisse vorhanden sind, beziehen wir uns hier auf Resultate der eigenen qualitativen Längsschnittforschungen zu diesen Aspekten. Danach ergeben sich im Wesentlichen acht wichtige Faktoren:

Zum *ersten*: Rechtsextreme Distanz bzw. Distanzierung von einmal besessenen rechtsextremen Orientierungen werden begünstigt durch eine *Familiensituation*, in der die Qualität der Beziehungen zwischen Kindern und Eltern Phänomene sozio-emotionaler und/oder zeitlicher Vernachlässigung nicht zulässt („Zu meinen Eltern hab ich im Prinzip 'ne gute Beziehung. Okay, es gibt auch schon mal Krach. Aber: Meine Eltern kümmern sich um mich. Wenn's drauf ankommt, sind die für mich da“). Bei Jungen wie Mädchen befördert die Chance, sich als Kind von den Eltern selbstverständlich angenommen zu fühlen, Geborgenheit verspüren, die Eltern als potentielle Ansprechpartner bei persönlichen Problemen, auch außerhalb schulischer Leistungsschwierigkeiten, ansehen, Konflikte verbal mit ihnen regeln, von ihnen tatkräftige Unterstützung erwarten, sie als in jeder Hinsicht verlässlich einschätzen und Zeiten gemeinsamen Austau-

sches zur Verfügung haben zu können, Distanz und Distanzierung („Bei uns daheim ist es schon so, wie es in einer Familie sein muss: Verstehen, Zusammenhalt, so ein Grundvertrauen. Und wenn’s mal kracht, dann raufen wir uns nach einiger Zeit auch wieder zusammen.“; „Früher, da war mehr meine Clique meine Familie.“). Dabei spielt für Mädchen eine noch größere Rolle als für Jungen der Eindruck, in jugendlichen Verselbständigungsprozessen unterstützt, zumindest aber nicht unzumutbar behindert zu werden (z.B.: „Meine Mutter, die ist jetzt mehr wie eine Freundin für mich, je älter ich werde.“). Dies bezieht sich insbesondere auf ihre Versuche, eine geschlechtsspezifische Identität jenseits von Kindes- und konventionellen Segmenten der traditionellen Frauenrolle zu entwickeln („Meine Eltern haben eingesehen, dass ich nicht mehr das brave Mädchen von früher bin“; „Meine Mutter hat allmählich kapiert, dass ich nicht ihre Fehler machen will: früh heiraten, Kinder kriegen, aus dem Beruf aussteigen...“).

Zum *zweiten*: Distanzmuster und Distanzierungsverläufe sind bei Jungen wie Mädchen in ihrem sozialen Erfahrungshintergrund gekennzeichnet durch positive *Schulerfahrungen*, die im Kontext der Sicherung von persönlichen Zukunftsoptionen gedeutet werden („Ich will später mal was werden. Und dazu brauch’ ich die Schule. Da ist ja nicht alles schlecht, sondern da lernt man ja auch wirklich was für später.“). Positiv meint in diesem Zusammenhang nicht nur die Sicherheit, schulischen Leistungsanforderungen möglichst gut zu entsprechen und entsprechende Notenerfolge einzufahren. Wichtiger als dies erscheint, schulisches Lernen mit Sinnstiftungen versehen zu können und auch außerhalb des traditionellen Fächerkanons Möglichkeiten zum Erwerb und zur Stabilisierung von Selbstwert zur Verfügung zu haben und erkennen zu können („Nee, in allen Fächern 2 oder 3 stehe ich nicht, aber wir haben jetzt so einen Popchor. Der übt nach der Schule. Und da sing ich mit. Und das macht voll Spaß. Neulich hatten wir einen Auftritt in unserer Schullaula. Du kannst Dir nicht vorstellen, was das für ein Gefühl ist: Du stehst da oben auf der Bühne, singst Deinen Solopart und unten in der ersten Reihe sitzen die Pauker – auch die, die nicht so magst – und die klatschen und klatschen...das ist einfach ein Supergefühl.“).

Zum *dritten*: Im Freizeitbereich wirken unabhängig von der Geschlechtszugehörigkeit der Jugendlichen Erfahrungen distanz(ierungs)stabilisierend, die politische und gesellschaftliche *Teilhabemöglichkeiten* eröffnen und deutlich werden lassen („Ich mach jetzt in der SV mit“; „Nee, die (rechts orientierten) Kumpels von früher seh’ ich fast kaum noch. Ich sitz’ jetzt im Jugendgemeinderat. Da lernst Du genug andere Leute kennen. Und eigentlich bin ich jetzt mehr so mit denen zusammen. Die sind auch ganz anders drauf. Aber eigentlich besser.“). Wissen um persönliche Kompetenz und Gefühle sozialen Integriertseins können sich dann aus Erfahrungen speisen, die jenseits jener sozialen Geflechte gemacht werden, aus denen rechtsextreme Orientierungen bezogen und in denen sie ständig reproduziert werden („Wenn wir da ’ne Sitzung haben (im Jugendgemeinderat), ist auch oft der Bürgermeister dabei. Jetzt geht’s z.B. darum, ob wir einen Jugendtreff kriegen bei uns im Dorf, eigene Räume nur für Jugendliche. Und wenn wir da ’n Antrag stellen an den Gemeinderat, dann ist zwar nicht gesagt, dass der durchkommt, aber die im Gemeinderat müssen sich damit auseinandersetzen. Die können nicht einfach sagen: ‚Das kommt von Jugendlichen, das ist nicht so wichtig.‘“).

Zum *vierten*: Hochgradig distanz- und distanzierungsrelevant sind bei Jungen wie Mädchen die Haltungen zu Gewalt und die politischen Orientierungen, die im jeweiligen *sozialen Umfeld* vorherrschend sind. Wer in einem eher gewaltfreien und eher ausländerfreundlich als -feindlich gestimmten familiären Spektrum sozialisiert wird, einen multinationalen Freundeskreis besitzt und ein demokratisches Schulklima genießt, ist erheblich weniger anfällig („Meine Eltern sind auch gegen die ‚Republikaner‘.“; „Nee, rechte Lehrer gibt ’s bei uns nicht.“; „Wenn ich meine Freunde jetzt mal so durchgeh’: Eigentlich hab ich zum größten Teil Ausländer als Freunde. Die sind in Ordnung. Sonst wär’ ich ja nicht mit denen zusammen. Auf die lass ich nix kommen. Und wenn die Nazis kommen, dann bin ich linksradikal und mit Ausländern zusammen.“). Er/sie prägt eher Gleichheitsvorstellungen und Solidarisierungshaltungen aus. Dies bedeutet nicht, dass interethnische Konflikte gar nicht wahrgenommen werden oder überhaupt nicht als problematisch eingestuft würden; aber es bedeutet, dass sie nicht als identitätsverunsichernd perzipiert werden („Klar gefällt mir das auch nicht, wenn der Ahmed jetzt die Lehrstelle als Kfz-Mechaniker bei uns (im Ort) an der Tankstelle kriegt. Die hätt’ ich schon gerne selber. Aber wenn er sie kriegt, ist er halt besser als ich. Wer besser ist, soll sie kriegen, egal, ob Deutscher oder Ausländer. Dumm gelaufen für mich, stimmt schon, aber muss ich halt weitersuchen“).

Oberflächlich betrachtet lässt sich eine Schutzwirkung auch einer ‚linken‘ jugendkulturellen Gestimmtheit zusprechen („Warum ich eher links bin? Mein Kumpel ist Punk, im Jugendhaus sind eher angepunte Leute, so bin ich es halt auch.“). Sie erweist sich als Distanzfaktor allerdings dann als problematisch, wenn sie sich ihren TrägerInnen nur symbolisch vermittelt und es ihr an inhaltlicher Substanz mangelt („Jetzt, wo wir umgezogen sind, geh ich in ’nen anderes Jugendhaus. Und da ist nix mehr mit Punk. Da sind auch Rechte. Na ja und deshalb denk ich jetzt auch ’n bisschen anders“.).

Auch ein eigener Migrantenstatus wirkt bei Jungen und Mädchen gleichermaßen keineswegs als Immunisierungsfaktor gegenüber ethnisierenden Vorstellungsbildern. Vielmehr können diese sich dann auf genau jene Statusgruppen beziehen, die man als ‚die anderen‘ definiert („Na gut, aus der Türkei kommen die kurdischen Asylbewerber vielleicht auch. Aber das ist was ganz anderes mit denen. Die arbeiten ja hier nicht, dealen, handeln mit Mädchen...was weiß ich. Die machen unsern ganzen Ruf kaputt. Da heißt es dann immer sofort: ‚Die Ausländer‘...“).

Zum *fünften*: Distanzierungsprozesse von rechtsextremen Orientierungen hinsichtlich Veränderungen im sozialen Erfahrungskontext sind übereinstimmend bei Jungen und Mädchen auf die Ablösung von einer rechtsextrem orientierten *Clique* zurückzuführen. Sie bricht einer Entdramatisierung von eindeutig erscheinenden Zustandsbeschreibungen vorgeblich oder tatsächlich erlebter Multikulturalität und strikten Freund-Feind-Kategorisierungen Bahn. Der Bestärkungs- und Bestätigungsrahmen der Clique für ‚rechtes‘ Denken verflüchtigt sich. Die neue Situation ermöglicht es, neue, emotional positiv getönte Freundschaftsbeziehungen mit diskursiver Interaktionsstruktur, z.T. auch zu Jugendlichen ausländischer Herkunft, aufzubauen, andere Freizeitorte aufzusuchen, mit neuen Aktivitäten und Interessenverfolgungen vormalige ‚Lange-

weile' zu verdrängen, aus Szenezusammenhängen auch symbolisch auszusteigen und damit sozial, räumlich, zeitlich und kulturell alten Bestärkungselementen zu entraten („Seit der Beerdigung von meinem Freund, der sich totgefahren hat, bin ich jetzt viel mit seiner ehemaligen Freundin M. zusammen. Die ist viel älter als ich. Schon 22. Aber wir verstehen uns super. Wir reden ganz viel zusammen. Über das Leben und so. Was sich daran lohnt. Und die nimmt mich auch am Wochenende oft mit ihrem Auto mit. Dann gehen wir z.B. in Diskos. Aber ganz andere als früher. Da gibt's dann auch gar nicht den Zoff mit der türkischen Clique wie früher. Da sind wohl auch Ausländer. Aber die sind ganz anders drauf. Ich weiß nicht. Und auch die Freunde von der M. sind ganz anders. Da redet man auch viel mehr. Und dann gehen wir mal in verschiedene Bistros oder zum Billardspielen. Ist eigentlich viel mehr los mit denen. Die arbeiten auch schon fast alle, die sind irgendwie schon erwachsener.“). Wie bei der Ablösung von allgemein gewaltorientierten Cliquen, so gilt auch bzgl. der Ablösung von rechtsorientierten Cliquen für Mädchen, dass sie sehr häufig über die Aufnahme einer neuen Partnerschaft zu einem Jungen/jungen Mann, der außerhalb der Clique steht, zustande kommt („Und als ich meinen neuen Freund kennen gelernt hab', da war das eigentlich vorbei mit der (rechten) Clique. Der ist auch ganz anders drauf. Das ist so ein ganz lieber.“).

Zum *sechsten*: Die Distanzierungswirksamkeit eines solchen Freundes- und Freundschaftswechsels begründet sich allerdings bei Jungen und Mädchen in unterschiedlicher geschlechtsspezifischer Gewichtung. Für die Jungen scheint das mit ihm verknüpfte Nachlassen territorialer Konflikte entscheidend zu sein. Mit ihm bröckelt der Hauptgegenstand ethnischierender Deutungen ab („Ich bin ganz einfach jetzt auch weniger auf der Straße. Da siehst Du dann Deine alten Kumpels auch gar nicht mehr. Und die von der anderen Seite erst recht nicht. Höchstens mal einzelne. Aber das ist dann was anderes. Die fühlen sich ja nur in der Gruppe stark. Mit einzelnen kannst Du schon reden, manchmal sogar echt gut.“). Bei Mädchen hingegen sind diese Kämpfe um Raum nie so zentral für die von ihnen vorgenommenen Ethnisierungen gewesen. Es scheint, als profitierten sie stärker von den kommunikativ-diskursiven Anregungen, die sie aus den Veränderungen ihres sozialen Peer-Umfelds beziehen („Früher in der Clique: Das waren eigentlich mehr die Jungs, die da regelrecht Zoff gesucht haben. Wenn's da nix zu raufen gab, waren sie eigentlich gar nicht so recht zufrieden. Aber wir Mädchen haben da eigentlich nie so richtig mitgemacht, nicht so für interessiert.“; „Jetzt bin ich wieder mit meiner besten Freundin von früher zusammen. Die hat auch gerade ihren Freund aufgegeben. Und jetzt quatschen wir wieder von früh bis spät.“).

Zum *siebten*: Eine mehr als äußerliche Distanz(ierungs)haltung aus bloßen Opportunitätsgründen heraus (z.B., weil rechtsextreme Gewalt „nichts bringt“, weil man Angst vor der Überlegenheit der Gegenpartei hat, weil Angst vor Stigmatisierung als „Rechte(r)“ besteht etc.) kann nur dann registriert werden, wenn ein Zugewinn an *personaler Kompetenz* erfolgt ist. Das Schergewicht kommt dabei einem Anwachsen des Reflexionsvermögens zu („Ich denk jetzt auch viel mehr nach“). Stärker bei den Mädchen als bei den Jungen sind dabei Reflexionsanstöße registrierbar, die durch die Medienberichterstattung über die unmenschlichen Folgen fremdenfeindlicher Anschläge und u.U. auch durch

schulischen Lernstoff über den Nationalsozialismus bzw. über Fremdenfeindlichkeit heute, einschließlich ihrer möglichen Zusammenhänge, ausgelöst wurden (z.B. „Und als ich das (die Anschläge in Rostock-Lichtenhagen) im Fernsehen gesehen habe, da hab ich wirklich gedacht, so weit darf's nicht kommen. Das ist zu extrem. Mit den Jungs aus der Clique willst Du nichts mehr zu tun haben.“). Dieser Unterschied zwischen Mädchen und Jungen kann darauf zurückgeführt werden, dass der Bezugspunkt für rechtsextreme Orientierungen für Jungen primär die Erfahrungen mit Fehden um interpersonale Dominanz im Rahmen männlicher Hegemoniekämpfe sind (meist in Form von Cliquenausinandersetzungen unter dem Motto „Wir Deutsche gegen die Kanaken“) und dieser Zusammenhang von Mannhaftigkeitsinszenierungen und Rechtsextremismus („echte Kerle als rechte Kerle“) noch so gut wie gar nicht zum Gegenstand öffentlicher und medial veröffentlichter Diskussion oder gar schulischen Lernstoffs gemacht wird. Die Entfaltung politischer Reflexivität über die bislang gängigen Demokratisierungs-Diskurse dringt insofern noch gar nicht in die Kernbereiche ihrer rechtsextremen Anfälligkeit vor. Erst wenn sich andere Erfahrungszusammenhänge bei der Entwicklung männlicher Identität aufbauen, haben auch andere Denkweisen gute Durchsetzungschancen. Hier liegt ein entscheidender Ansatzpunkt geschlechtsreflektierender Pädagogik.

Zum *achten*: Im Vergleich zu Jungen ist bei *Mädchen* insgesamt eine relativ *größere Distanz* zu rechtsextremen Positionen zu registrieren. Nach unseren Befunden ist sie zum größten Teil weniger auf eine geringe Nähe zu Ungleichheitsvorstellungen als auf eine vergleichsweise größere Distanzhaltung zu Gewaltakzeptanzen überhaupt, also auch zu unpolitischen Formen von physischer Gewalt, zurückzuführen. Diese wiederum leitet sich im Wesentlichen aus der Orientierung an Traditionen überlieferter Weiblichkeitsnormen ab. Mädchen, die sich schlagen, werden deshalb nicht selten als „Mannweiber“ tituliert, ihr Verhalten wird als das eines männlichen Jugendlichen („Die sind wie Jungs“) aufgefasst. Bemerkenswert ist immerhin, dass die Distanz von Mädchen zu rechtsextremen Denkweisen sich verringert, wenn sich Ungleichheitsvorstellungen nicht mit personaler Gewalt, sondern mit der Befürwortung institutioneller Gewalt im Sinne autoritär-obrigkeitsstaatlicher Politik paaren. Offenbar sind die geschlechtsspezifisch deutbaren Distanzhaltungen zu Gewalt dort nicht mehr wirksam, wo Gewaltakzeptanz sich auf die Ausübung von Gewalt durch andere bezieht, insbesondere dort, wo sie Legalität oder zumindest breite gesellschaftliche Legitimität für sich beansprucht.

5. Fazit

Empirische Studien zur Rechtsextremismusproblematik tun gut daran, sich der subjektiven Bedeutungshaftigkeit dessen, was rechtsextreme Orientierungen (und/oder Distanzhaltungen zu bzw. Abwendungen von ihnen) beinhalten, zu vergewissern, bevor sie mit theoretischen Konzepten quantitative Vermessungen anstreben. Dieses Prinzip der Offenheit gilt verstärkt für die Untersuchung

rechtsextrem konturierter Haltungen bei Jugendlichen, ist hier doch – wie auch einschlägige Studien andeuten – davon auszugehen, dass sie weniger geschlossen und ideologisch-systematisierend fundamentiert sind als aus lebensweltlichen Erfahrungen in der multikulturellen Gesellschaft erwachsen. Politische Orientierungen sind gerade bei den Jüngeren als Umformungen von Alltagserfahrungen zu begreifen. Insofern sind die alltäglichen Lebenswelten als Ausschnitte des Universums, die den Subjekten bei gesundem Menschenverstand gegeben sind (Alfred Schütz), zu rekonstruieren. Dabei ist das Einholen der Prozesshaftigkeit der Aufschichtungen von Erfahrung und der daraus resultierenden Deutungen unumgänglich, weil – wie Sozialisation generell – auch politische Sozialisation keine punktuelle Angelegenheit ist und speziell die Multikulturalisierung der Gesellschaft erhebliche Dynamiken in sich trägt. Hinzu kommt, dass – entsprechenden altersspezifischen Entwicklungsaufgaben geschuldet – verstärkt in der Jugendphase Identitätsbildungsprozesse geschlechtsspezifische Konturen aufweisen und deshalb auch die Herausbildung politischer Identität vor diesem Hintergrund gedeutet werden muss. Eben dies wird aber noch völlig unzureichend von der Forschung geleistet, so dass qualitative Studien hier auch Anforschungsfunktionen übernehmen (müssen). Die Berücksichtigung der Historizität einschlägiger Phänomene vermögen verlässlicher als retrospektive Verfahren Längsschnitt-Designs zu leisten. Sie ergänzen die komparative Analyse von Einzelfällen quer über die jeweilige ProbandInnengruppierung hinweg durch die Eröffnung von Vergleichsmöglichkeiten zwischen unterschiedlichen Zeitpunkten und ggf. -zeiträumen. Ein solches Vorgehen drängt sich gerade für die erziehungswissenschaftliche bzw. sozialarbeitswissenschaftliche Forschung auf, ist sie doch auf eine Praxis bezogen, die – anders als z.B. politische Praxis – im Alltag der einschlägigen Professionen (Lehrkräfte, SozialarbeiterInnen usw.) mit konkreten Einzelfällen und face-to-face-Beziehungen zu tun hat und deshalb an Wissen über für sie in diesem Rahmen nutzbare Chancen zu effektiven Weichenstellungen für eine demokratische Sozialisation ihrer AdressatInnen interessiert ist.

Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1. Reinbek 1973
- Birsl, U.: Rechtsextremismus: weiblich – männlich? Eine Fallstudie. Opladen 1994
- Blumer, H.: Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1. Reinbek 1973, S. 80-146
- Böttger, A.: „Hervorlocken“ oder Aushandeln? Zur Methodologie und Methode des „rekonstruktiven Interviews“ in der Sozialforschung. In: Strobl, R./Böttger, A. (Hrsg.): Wahre Geschichten? Zur Theorie und Praxis qualitativer Interviews. Baden-Baden 1996, S. 131 – 158
- Böttger, A.: „Und dann ging so 'ne Rauferei los...“. Eine qualitative Studie zu Gewalt an Schulen. In: Holtappels, H. G./Heitmeyer, W./Melzer, W./Tillmann, K.-J. (Hrsg.): Forschung über Gewalt an Schulen. Weinheim/München 1997, S. 155-167
- Böttger, A.: Gewalt und Biographie, Baden-Baden 1998

- Bogumil, J./Immerfall, St.: Wahrnehmungsweisen empirischer Sozialforschung. Zum Selbstverständnis des sozialwissenschaftlichen Forschungsprozesses. Frankfurt a.M. 1985
- Bohnsack, R.: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen 1991, 3. Aufl. 1999
- Danner, H.: Methoden geisteswissenschaftlicher Hermeneutik. München 1979
- Denzin, N. K.: The Research Act. A Theoretical Introduction to Sociological Methods. McGraw Hill 2. Aufl. 1978
- Flick, U.: Methodenangemessene Gütekriterien in der qualitativ-interpretativen Forschung. In: Bergold, J./Flick, U. (Hrsg.): Ein-Sichten. Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung. Tübingen 1987, S. 247-262
- Flick, U./v. Kardorff, E./Keupp, H./v. Rosenstiel, L./Wolff, St. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1991
- Forschungsgruppe Schulevaluation: Gewalt als soziales Problem in Schulen. Opladen 1998
- Friebertshäuser, B.: Interviewtechniken – ein Überblick. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München 1997, S. 371-395
- Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Opladen 1991
- Glaser, B. G./Strauss, A. L.: The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. Chicago 1967
- Hafeneger, B.: Rechte Jugendliche. Einstieg und Ausstieg: Sechs biographische Studien. Bielefeld 1993
- Heinzel, F.: Qualitative Interviews mit Kindern. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München 1997, S. 396-413
- Heitmeyer, W./Buhse, H./Liebe-Freund, J./Möller, K./Müller, J./Ritz, H./Siller, G./Vossen, J.: Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie. Erste Langzeituntersuchung zur politischen Sozialisation männlicher Jugendlicher. Weinheim/München 1992
- Heitmeyer, W./Möller, K.: Die politische Sozialisation von Jugendlichen aus Arbeiterfamilien im Zusammenhang mit der Bedrohung durch Arbeitslosigkeit und neofaschistische Orientierungsmuster. Ergebnisse der Vorstudie. Bielefeld 1986 (Bericht an die DFG)
- Heitmeyer, W./Möller, K.: Die politische Sozialisation von Jugendlichen aus Arbeiterfamilien im Zusammenhang mit der Bedrohung durch Arbeitslosigkeit und neofaschistische Orientierungsmuster. Bielefeld 1988 (Zwischenbericht an die DFG)
- Heitmeyer, W./Müller, J.: Fremdenfeindliche Gewalt junger Menschen. Biographische Hintergründe, soziale Situationskontexte und die Bedeutung strafrechtlicher Sanktionen. Bonn 1995
- Heitmeyer, W. u.a.: Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus. Weinheim/München 1995
- Hennig, E.: Neonazistische Militanz und Rechtsextremismus unter Jugendlichen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 23, 1982, S. 23-37
- Hitzler, R./Honer, A.: Einleitung: Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen 1997, S. 7-27
- Homfeldt, G./Schenk, M.: Fremdenfeindliche Gewalt junger Menschen. Ergebnisse einer Analyse von Straftaten 1991-1993 des Landes Schleswig-Holstein. In: Landeszentrale für politische Bildung Schleswig-Holstein (Hrsg.): Doppelkopf. Fremdenfeindliche Gewalt junger Menschen. Kiel 1995, S. 23-112
- Hopf, Chr.: Hypothesenprüfung und qualitative Sozialforschung. In: Strobl, R./Böttger, A. (Hrsg.): Wahre Geschichten. Zur Theorie und Praxis qualitativer Interviews. Baden-Baden 1996, S. 9-21

- Hopf, Chr./Rieker, P./Sanden-Marcus, M./Schmidt, Chr.: Familie und Rechtsextremismus. Familiäre Sozialisation und rechtsextreme Orientierungen junger Männer. Weinheim/München 1995
- Jacob, E.: Qualitative Research: A focus on traditions. In: Educational Researcher (1988), H. 1, S. 16-24
- Kleining, G.: Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (1982), H. 2, S. 224-253
- Köckeis-Stangl, E.: Methoden der Sozialisationsforschung. In: Ulich, D./Hurrelmann, K. (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim 1980, S. 321-370
- Krafeld, F. J. (Hrsg.): Akzeptierende Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen. Bremen 1992
- Krafeld, F. J. (Hrsg.): Die Praxis Akzeptierender Jugendarbeit. Konzepte, Erfahrungen, Analysen aus der Arbeit mit rechten Jugendcliquen. Opladen 1996
- Krafeld F. J.: Von der akzeptierenden zur gerechtigkeitsorientierten Jugendarbeit. In: deutsche jugend (2000), H. 6, S. 266-268
- Krafeld, F.J.: Zur Praxis der pädagogischen Arbeit mit rechtsorientierten Jugendlichen. In: Schubarth, W./Stöss, R. (Hrsg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz. Opladen 2001a, S. 271-291
- Krafeld F. J.: Gerechtigkeitsorientierung als Alternative zur Attraktivität rechtsextremistischer Orientierungsmuster. In: deutsche jugend (2001b), Heft 7-8, S. 322-332
- Kromrey, H.: Empirische Sozialforschung. Opladen 1994
- Küchler, M.: „Qualitative“ Sozialforschung – ein neuer Königsweg? In: Garz, D./Kraimer, L. (Hrsg.): Brauchen wir andere Forschungsmethoden? Beiträge zur Diskussion interpretativer Verfahren. Frankfurt a.M. 1983
- Kvale, St.: Validierung: Von der Beobachtung zu Kommunikation und Handeln. In: Flick, U./v. Kardorff, E./Keupp, H./v. Rosenstiel, L./Wolff, St. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1991, S. 427-431
- Lamnek, S.: Qualitative Sozialforschung. Band 1: Methodologie. Weinheim 1995
- Legewie, H.: Interpretation und Validierung biographischer Interviews. In: Jüttemann, G./Thome, H. (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin 1987, S. 138-150
- Leif, Th.: Das Anti-Gewalt-Programm oder die Hilflosigkeit der Politik. In: deutsche jugend (1992), H. 10, S. 476-479
- Leithäuser, T./Volmerg, B.: Die Entwicklung einer empirischen Forschungsperspektive aus der Theorie des Alltagsbewußtseins. In: Leithäuser, T. u.a.: Entwurf zu einer Empirie des Alltagsbewußtseins. Frankfurt a.M. 1981 (2. Aufl.), S. 11-162
- Lüders, Chr./Reichert, J.: Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum – Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau (1986), Heft 12, S. 90-102
- Mayring, P.: Einführung in die qualitative Sozialforschung. München 1990
- McCall, G. J.: Qualitätskontrolle der Daten bei teilnehmender Beobachtung. In: Gerdes, K. (Hrsg.): Explorative Sozialforschung. Einführende Beiträge aus „Natural Sociology“ und Feldforschung in den USA. Stuttgart 1979, S. 141-157
- Mead, G. H.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1968 (Orig. 1934)
- Möller, K.: Zwei Dutzend Gründe für die aktuelle Hilflosigkeit des politischen und pädagogischen Antifaschismus – Provokationen – Polemiken – Perspektiven. In: Neue Praxis 6/1989, S. 480-496
- Möller, K.: Rechte Kids. Eine Langzeitstudie über Auf- und Abbau rechtsextremistischer Orientierungen bei 13- bis 15jährigen. Weinheim/München 2000
- Möller, K.: Coole Hauer und brave Engelein. Gewaltakzeptanz und Gewaltdistanzierung im Verlauf des frühen Jugendalters. Opladen 2001.

- Oswald, H.: Was heißt qualitativ forschen? Eine Einführung in Zugänge und Verfahren. In: Friebertshäuser, B./Prengel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München 1997, S. 71-87
- Rieker, P.: Ethnozentrismus bei jungen Männern. Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus und die Bedingungen ihrer Sozialisation. Weinheim/München 1997
- Sander, U./Vollbrecht, R.: Zwischen Kindheit und Jugend. Träume, Hoffnungen und Alltag 13- bis 15jähriger. Weinheim/München 1985
- Schütze, F.: Was ist „kommunikative Sozialforschung“? In: Gärtner, A./Hering, S. (Hrsg.): Modellversuch „Soziale Studiengänge“ an der GH Kassel, Materialien 12: Regionale Sozialforschung, Kassel 1978, S. 117-131
- Siller, G.: Rechtsextremismus bei Frauen – Zusammenhänge zwischen geschlechtsspezifischen Erfahrungen und politischen Orientierungen. Opladen 1997
- Smith, M. L.: Publishing qualitative Research. In: American Educational Research Journal 24 (1987), S. 173-183
- Terhart, E.: Schwierigkeiten (mit) der „objektiven Hermeneutik“. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Brauchen wir andere Forschungsmethoden? Frankfurt a.M. 1983, S. 156-176
- Tillmann, K.-J.: Gewalt an Schulen: öffentliche Diskussion und erziehungswissenschaftliche Forschung. In: Holtappels, H. G./Heitmeyer, W./Melzer, W./Tillmann, K.-J. (Hrsg.): Forschung über Gewalt an Schulen. Weinheim/München 1997, S. 11-25
- Ver.di publik 01/2002
- Volmerg, B.: Validität im interpretativen Paradigma. Dargestellt an der Konstruktion qualitativer Erhebungsverfahren. In: Zedler, P./Moser, H. (Hrsg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung. Opladen 1983, S. 124-143
- Wagner, B.: Keine Akzeptanz von Intoleranz. Grenzen der akzeptierenden Jugendsozialarbeit mit rechtsextremen Jugendlichen. In: Bulletin 1/1999. Schriftenreihe des Zentrum Demokratische Kultur. Berlin 1999a
- Wagner, B.: Zu Möglichkeiten und Grenzen der Arbeit mit rechtsextrem orientierten jungen Leuten. In: Kalb, P. E./Sitte, K./Petry, Chr. (Hrsg.): Rechtsextremistische Jugendliche – Was tun? 5. Weinheimer Gespräch. Weinheim/Basel 1999b, S. 122-128
- Willems, H./Würtz, St./Eckert, R.: Analyse fremdenfeindlicher Straftäter. Bonn 1994
- Wilson, T. P.: Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1 Reinbek 1973, S. 54-79 (Orig. 1970)
- Witzel, A.: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt a.M./New York 1982
- Witzel, A.: Auswertung problemzentrierter Interviews: Grundlagen und Erfahrungen. In: Strobl, R./Böttger, A. (Hrsg.): Wahre Geschichten? Zur Theorie und Praxis qualitativer Interviews. Baden-Baden 1996, S. 49-75
- Zinnecker, J.: Streßkinder und Glückskinder. Eltern als soziale Umwelt von Kindern. In: Zeitschrift für Pädagogik (1997), H. 1, S. 7-34